

Jörg Schönert

## **„Stuttgart 72’ – zu einem historischen Germanistentag in Verantwortung von Walter Müller-Seidel\***

Die Germanistentage von München (1966) und Berlin (1968) haben in unterschiedlicher Hinsicht Fachgeschichte gemacht.<sup>1</sup> Nach den Vorstellungen einer Gruppe von ‚Jungprofessoren‘ um Karl Otto Conrady (\*1926) und Eberhard Lämmert (\*1924)<sup>2</sup> sollte die Münchner Veranstaltung dazu führen, daß – ausgehend von der Mitläuferschaft namhafter Fachvertreter in der Zeit des Nazi-Regimes – die nationalistischen Traditionen und standeskonservativen Werthaltungen der Disziplin kritisch bedacht sowie zugunsten eines weltoffenen und demokratischen Selbstverständnisses abgebaut würden. Die Bestrebungen, den Berliner Germanistentag im Zeichen der aktuellen gesellschaftlichen Protestbewegungen ‚umzufunktionieren‘, gingen im wesentlichen von den Studierenden und mit ihnen sympathisierenden Angehörigen des ‚akademischen Mittelbaus‘ aus; sie zielten auf eine prinzipielle Neu-Organisation der akademischen Institutionen und eine Neu-Bestimmung der ‚Erkenntnisinteressen‘ und Verfahrensweisen der Germanistik. In *DIE ZEIT* vom 25.10.1968 hielt Walter Boehlich (1921-2006) Rückblick auf die Ereignisse und Erfahrungen zum Tagungsgeschehen vom 7. bis 10. Oktober, um einen wünschenswerten „Lernprozeß“ der Fachvertreter zu markieren.<sup>3</sup> Der Münchner Germanistentag hätte gezeigt, „wie das Fach einmal gewesen ist und daß es so nicht mehr sein könne.“ Wie aber solle die Zukunft dieses Faches aussehen – und inwieweit hätte die Berliner Veranstaltung dazu beitragen können, in eine solche Zukunft zu führen? Die traditionelle Programmfolge von Positionen repräsentierenden (und nicht Diskussionen eröffnenden) Vorträgen erschien nicht als geeigneter Weg – und die revoltierenden Studierenden wollten diese Vorgaben auch nicht hinnehmen. Boehlich sah für zukünftige Tagungskonzepte die Partialisierung des repräsentativen Gesamtgeschehens in problembezogene Sektionen (respektive „Arbeitskreise“) als Entwicklungsperspektive und skizzierte die schmerzlich vermißte

---

\* Da ich nicht an dem Stuttgarter Germanistentag teilgenommen hatte, bat ich Günter Hess, Heinz Hillmann, Karl Richter und Hans-Werner Scharf um kritische Lektüre meines Textes und ergänzende Informationen; für ihre hilfreiche Kooperation sage ich herzlichen Dank. Als bereits bewährter fachgeschichtlicher Experte für die 1960er/1970er Jahre hat Bernd Dammann (Erwitte) meine Ausarbeitung gründlich kommentiert.

<sup>1</sup> Vgl. Benno v. Wiese u. Rudolf Henß (Hg.): Nationalismus in Germanistik und Dichtung. Dokumentation des Germanistentages in München vom 17. bis 22. Oktober 1966. Berlin 1967; Germanistik – eine deutsche Wissenschaft. Beiträge von Eberhard Lämmert, Walther Killy, Karl Otto Conrady und Peter von Polenz. Frankfurt a.M. 1967; Karl Heinz Borck u. Rudolf Henß: Der Berliner Germanistentag 1968. Vorträge und Berichte. Heidelberg 1970.

<sup>2</sup> Dazu Karl Otto Conrady: Miterlebte Germanistik. Ein Rückblick auf die Zeit vor und nach dem Münchner Germanistentag von 1966. In: Diskussion Deutsch H. 100 (1988), S. 126-143.

<sup>3</sup> Walter Boehlich: Der deutsche Germanistentag. Oder: Lehren aus einem unfreiwilligen Lernprozeß. In: Die Zeit vom 25.10.1968.

‚Kultur des kritischen Hinterfragens‘ am Beispiel der ausgebliebenen Reaktionen auf Richard Alewyns Vortrag zu „Dichter und Leser im Zeitalter Klopstocks“: Warum hätten die meinnungsführenden Ordinarien „nie und nie in die fachlichen Diskussionen eingegriffen, nie etwas zu fragen gehabt, sich nie herausgefordert gefühlt? Warum, warum, warum? Man kann doch mit jemand befreundet sein und ihm trotzdem sagen: Das war schwach. Will man’s denn selbst nicht hören, wenn man schwach war?“ Die in Berlin anwesenden Ordinarien hätten es sich zu leicht gemacht: „Viel zu leicht. Sie haben getan, als interessiere sie ihr Fach auch nicht mehr, als seien sie gekommen, um zu repräsentieren.“ Boehlichs Fazit: „Dieser Germanistentag war nicht, was er hätte sein sollen, er war aber auch nicht, was er allenfalls hätte sein können, aber er war ungewöhnlich nützlich. Es ist auf ihm gelernt worden. Bleibt die Frage, ob die Veranstalter resignieren werden und ob es nie wieder einen Germanistentag geben wird.“ Wie aber sollte ein solcher Germanistentag gestaltet werden, wenn er ‚nach München und Berlin‘ zu planen und durchzuführen war?<sup>4</sup>

### **1. Neue Planungs- und Organisationsformen für Stuttgart 1972**

Walter Müller-Seidel hatte in Berlin nicht teilgenommen; in Abwesenheit wurde er zum „Ersten Vorsitz“ der Vereinigung der deutschen Hochschulgermanisten (VDHG) und damit auch des Deutschen Germanistenverbands (DGV) gewählt.<sup>5</sup> Zu den Aufgaben des Ersten Vorsitzers zählte auch die Federführung für die Konzeption, Ausschreibung und Organisation des (im Zweijahresrhythmus der geraden Jahreszahlen) anstehenden Germanistentags für die Hochschulgermanisten und die Schullehrerschaft. Müller-Seidel hatte vorab erklärt, daß er wenig von den repräsentativen ‚großen Germanistentagen‘ der jüngeren Vergangenheit halte und zunächst für eine ‚Auszeit‘ in der Tagungsfolge zugunsten einer wohlbedachten Neugestaltung plädiere. Diesen Vorstellungen kam entgegen, daß im Jahr 1970 die IVG ihren Kongreß in Princeton plante. Die deutschen Hochschulgermanisten wollten deshalb zunächst ihre (in den ungeraden Jahren anzusetzende) Tagung für Herbst 1971 in Stuttgart vorsehen; schließlich war dies aus organisatorischen Gründen jedoch erst für Frühjahr 1972 möglich. Nach der IVG-Konferenz begannen die Vorbereitungen dazu. Unterstützung fand Walter Müller-Seidel insbesondere bei dem 2. Vorsitzenden der VDHG, dem Bochumer Sprachwissenschaftler Siegfried Grosse (\*1924), und dem Hamburger Vorstandsmitglied Wolfgang

---

<sup>4</sup> Vgl. auch die Auswertungen zum Berliner Germanistentag in den *Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes* 15 (1968) H. 4 – dazu Jörg Schönert: „Keine leichten Jahre für die Germanistik“. Walter Müller-Seidel und die Vereinigung der deutschen Hochschulgermanisten im Deutschen Germanisten-Verband (1958-1972). In: <[http://www.walter-mueller-seidel.de/symposium\\_2-7-11.php](http://www.walter-mueller-seidel.de/symposium_2-7-11.php)>, S. 7.

<sup>5</sup> Vgl. Schönert (wie Anm. 4), S. 8f.

Bachofer (1928-2003). In München beriet sich Müller-Seidel insbesondere mit Hans Fromm (1919-2008),<sup>6</sup> der gründliche Erfahrungen aus mehrjähriger Mitgliedschaft im Vorstand der VDHG mitbrachte. Da für die Stuttgarter Tagung die Zahl der Vortragenden erweitert und auch jüngere Fachvertreter/innen zu Referaten eingeladen werden sollten,<sup>7</sup> bezog Müller-Seidel die Assistenten seines Münchner Lehrstuhls, insbesondere Karl Richter (\*1936), in die vorbereitenden Gespräche ein.<sup>8</sup>

Die Stuttgarter Tagung wurde für die Tage vom 10. bis 13. April ausgeschrieben;<sup>9</sup> als abschließender Programmpunkt sollte am 14. April in Marbach/Neckar die Einrichtung einer Arbeitsstelle für Geschichte der Germanistik folgen – mit einem Vortrag von Eberhard Lämmert (dem designierten Nachfolger von Walter Müller-Seidel im Amt des Ersten Vorsitzers der VDHG) zu „Wissenschaftsgeschichte und Forschungsplanung“ sowie Ansprachen von Walter Müller-Seidel und Bernhard Zeller, dem Gründungsdirektor des Deutschen Literaturarchivs in Marbach.<sup>10</sup>

„Historizität“, das Leitthema des Germanistentages, sollte nach den Jahren der methodologischen Grundsatzdebatten sowie den sprach- und literaturtheoretischen Konzeptualisierungen die geschichtliche Dimension der Gegenstände des Faches und die darauf zu beziehenden Forschungen (insbesondere das – in der Konjunktur der Textinterpretationen – vernachlässigte Kerngeschäft der Literaturgeschichtsschreibung) wieder in den Mittelpunkt rücken. Zugleich war jedoch dieser Neologismus im Hinblick auf die theoretisch und systematisch zu entwickelnden Aspekte eines solchen Forschungsfeldes gebildet und der Gruppe aktueller Schlagworte wie ‚Poetizität‘ und ‚Systematizität‘ zugeordnet worden. Allerdings fiel es den Literaturwissenschaftlern (Germanistinnen waren unter den Referierenden nicht vertreten) leichter, ihre aktuellen Forschungsinteressen mit diesem Leitthema zu verbinden, als den

---

<sup>6</sup> Hans Fromm bot am Münchner Institut für Deutsche Philologie sowohl Lehrveranstaltungen in Älterer deutscher Literatur als auch in Sprachwissenschaft an.

<sup>7</sup> Diese Strategie wurde bereits vor dem Berliner Germanistentag 1968 bei einer Tagung der VDHG in Bochum (11.-14.10. 1967) verfolgt – s. dazu Schönert (wie Anm. 4), S. 6.

<sup>8</sup> „In Verbindung mit Hans Fromm und Karl Richter“ gab Walter Müller-Seidel die Dokumentation der Stuttgarter Tagung im Wilhelm Fink-Verlag heraus: *Historizität in Sprach- und Literaturwissenschaft. Vorträge und Berichte der Stuttgarter Germanistentagung 1972*. München 1974 (688 S.); Zitate aus dem Band werden hier im fortlaufenden Text in Klammern nachgewiesen. – Der Verlag warb in dieser Publikation auf S. 687f. für seine aktuelle Produktion unter der Überschrift „Über Trivialliteratur, Massenmedien, Kommunikationstheorie und Literaturdidaktik“ u.a. für Buchpublikationen von Wolfgang Beilenhoff, Umberto Eco, Dietrich Harth, Hans Robert Jauß, Gerhard Kaiser, Hans-Georg Kemper, Christian Metz, Annamaria Rucktäschel, Jochen Schultesasse und Jochen Vogt.

<sup>9</sup> Vgl. Mitteilungen (wie Anm. 4) 18 (1971) H. 3, S. 2.

<sup>10</sup> Vgl. ausführlicher zum Planungs- und Organisationsablauf des Stuttgarter Germanistentags auch Schönert (wie Anm. 4), S. 9-11; 13-16.

Sprachwissenschaftlern und Marga Reis (der einzigen Frau unter den Referierenden),<sup>11</sup> so daß das sprachwissenschaftliche Angebot im Programm des Germanistentages nicht in dem Maße erweitert werden konnte, wie es die Veranstalter vorgesehen hatten.

Zum Konzept des Germanistentages und den ersten Erfahrung aus dieser Veranstaltung berichtete Walter Müller-Seidel „Zur Einführung“ in den Berichtsband (S. 5-11). Die Publikation sei primär als „Dokumentation“ zur Fachgeschichte zu verstehen: „Sie zeigt an, wo sich eine in Veränderung begriffene Wissenschaft befindet, wo sie steht und wie es um sie steht“ (S. 6). Sich mit solchen Veränderungen auseinanderzusetzen sei wichtiger als die Repräsentation des ‚status quo‘: „Die Veranstalter haben nicht einfach diejenigen zu einem Vortrag eingeladen, die sie schätzen. Sie haben das Rahmenthema mitgeteilt und [für Selbstbewerbungen] ausgeschrieben; und gelegentlich haben sie gezielte Ergänzungen erbeten. Das Programm ist mithin durch ein gemischtes ‚System‘ des Ausschreibens und des Anschreibens zustande gekommen. Man wollte möglichst viel über die verschiedenen Erkenntnisinteressen<sup>12</sup> erfahren“ (S. 6). Das Ergebnis sei Dissonanz der Referate in Abkehr von der „Einheit der deutschen Philologie [...] bis in die Mitte der sechziger Jahre“. Unterschiedlichkeit habe sich auch in Konzeption und Präsentation der Vorträge im Spektrum der Generationen und Statusgruppen gezeigt, dabei waren „vom Ordinarius bis zum jüngsten, manchmal noch unpromovierten Mitarbeiter [...] alle ‚Dienstgrade‘ im Universitätsbereich vertreten“ (S. 6). Erinnernde Berichte von Teilnehmern am Stuttgarter Germanistentag verweisen auf die seinerzeit erfahrene Grundstimmung von Friktionen zwischen den unterschiedlichen Herkunfts- und Altersgruppen und im spannungsreichen Spektrum der wissenschaftlichen Interessen und Vorgehensweisen. Die ‚Junggermanisten‘ in den Sektionen IV und X vertraten selbstbewußt ihre Positionen einer ideologiekritisch aufgeklärten und methodologisch fortschrittlichen Literaturwissenschaft; die in den literaturwissenschaftlichen Beiträgen dominierende kritische Auseinandersetzung mit der (von den Fremdsprachenphilologien bestimmten) ‚Konstanzer Schule‘ hatte in der harschen Attacke von Ulrich Wyss einen nicht minder kritisch wahrgenommenen Höhepunkt. Doch heftige kämpferische Auseinandersetzungen blieben bei diesem Germanistentag aus; von den Älteren wollte sich darauf allein Friedrich Sengle einlassen. Eher gaben die gelassene Konzentration auf wissenschaftliche Sachverhalte im Stile von

---

<sup>11</sup> Marga Reis, die den Münchner Lehrstuhl von Hans Fromm mit ihren gründlichen Erfahrungen (aus Studienjahren in den USA) zur Systemlinguistik bereicherte, gelang mit ihrem Vortragsthema eine solche Verbindung in exemplarischer Weise: „Zum sprachgeschichtlichen Erkenntniswert moderner Lauttheorie“ (S. 77-92).

<sup>12</sup> Dieser formelhafte Bezug auf Habermas' Beitrag „Erkenntnis und Interesse“ (in: ders.: Technik und Wissenschaft als ‚Ideologie‘. Frankfurt a.M. 1968, S. 146-148) war in den Referaten und Diskussionsberichten zum Stuttgarter Germanistentag allgegenwärtig.

Victor Lange oder das Vermittlungsgeschick von Eberhard Lämmert den Ton an. Der abschließende ‚Klassenausflug‘ der Konferenzteilnehmer zum Deutschen Literaturarchiv in Marbach – im Zeichen des neuen Engagements für die Fachgeschichte – wurde von vielen als eine symbolische Aktion zugunsten einer anzustrebenden Konsolidierung der Germanistik nach den brisanten Konflikten seit Mitte der 1960er Jahre angesehen.

Zu möglichen Herausforderungen für das Gesamtfach durch avancierte Positionen der Sprachwissenschaft kam es in Stuttgart nicht. Walter Müller-Seidel verweist in seiner „Einführung“ auf die schmale Repräsentation der „modernen Linguistik“ (S. 6f.),<sup>13</sup> sie resultierte aus dem begrenzten Angebot. Auch in methodologischer Hinsicht sei nicht das gesamte aktuelle Spektrum vertreten gewesen: „Es fehlen Referate zur Textlinguistik und zur Trivialliteratur“ (S. 7); zudem seien „die ‚formalen Schulen‘ [etwa strukturalistischer Provenienz] [...] eher unterrepräsentiert“ (S. 7). Bestimmend sei dennoch „eine Lust an Theorie, Reflexion und System“ (S. 7). Zu dokumentieren war die „Vielzahl der Aspekte, Methoden und Perspektiven“ in Abgrenzung zum methodologischen „Dogmatismus“ (S. 8). Dabei war die erhebliche, „fast revolutionäre“ Ausweitung im Gegenstandsbereich und den Zugangsweisen der Literaturwissenschaft (S. 8) zu beachten – nicht nur die Texte seien wichtig, sondern auch die „Kontexte“, insbesondere die sozialen Kontexte der Literatur (S. 8), die Interrelationen von Literaturwissenschaft und Sozialwissenschaft (vgl. S. 9) sowie die Perspektiven von Rezeptionstheorie und Rezeptionsgeschichte der Literatur sowie das neu erwachte Interesse am Leser (vgl. S. 9), das den Zugang zur Literatur über die Instanz des Autors ergänzt oder ersetzt. Neue Erfahrungen ergaben sich aus der (linguistisch und soziologisch geprägten) „technologisch orientierten Wissenschaftssprache“ mit „Schlüsselwörtern“ wie „Erkenntnisinteresse, Analyse, Relevanz, Rezeption, Modell, Ideologiekritik, Synchronie oder Kommunikation“ (S. 7). So verstehe sich auch „Historizität“, der Leitbegriff der Tagung nicht von selbst: Es bestünde Bedarf zu einer aktuellen theoretischen Grundlegung von „geschichtlicher Erkenntnis“ (S. 10). Abschließend verweist Walter Müller-Seidel in dieser Hinsicht auch auf das Forschungsfeld ‚Fachgeschichte der Germanistik‘, das verstärkt und systematisch zum Bedenken der aktuellen Lage des Faches und zu Planungen seiner Zukunft führen solle (vgl. S. 11).

Das Programm des Stuttgarter Germanistentags war gegliedert in ein Plenum (mit nur drei Plenarvorträgen), zehn Sektionen (zu denen die Diskussionen zusammenfassende, sehr kurze

---

<sup>13</sup> Nicht nur aus Kompetenzgründen gehe ich deshalb in meinem Referat zum Stuttgarter Germanistentag insbesondere auf den literaturwissenschaftlichen Diskussionsstand ein.

„Sektionsberichte“ – als Novum – erstellt wurden<sup>14</sup>) und einen hochschulpolitischen Arbeitskreis („Zur Situation des Faches“) mit zwei Referaten von Ulrich Gaier (\*1935) zu „Probleme der Hochschuldidaktik. Ein Bericht“ und Georg Stötzel (\*1936) zu „Fachgeschichte und Reformprobleme“ sowie dem Diskussionsbericht von Wolfgang Bachofer (S. 617-652).

Zwei Plenarvorträge wurden ‚Fachfremden‘ zugewiesen:<sup>15</sup> dem Göttinger Historiker Rudolf Vierhaus (1922-2011) – er sprach zu dem fächerübergreifenden Thema „Die Krise des historischen Bewusstseins“ – und Alfred Schmidt (\*1931) mit seinen Überlegungen zu „Die Problematik des geschichtlichen Denkens in der Gegenwart“.<sup>16</sup> Den dritten Plenarvortrag übernahm Victor Lange (1908-1996) aus Princeton, er bezog sich mit „Das Interesse am Leser“ auf aktuelle methodologische Neuerungen in der Literaturwissenschaft unter den Aspekten von Literatursoziologie und Sozialgeschichte der Literatur.

Die Referierenden gehörten folgenden Generationskohorten an: (1) geboren vor 1926 (wie Wolfdietrich Rasch und Friedrich Sengle); (2) geboren 1926-1935 (wie z.B. Gerhard Bauer, Wolfgang Frühwald, Ulrich Gaier, Heinz Hillmann, Volker Klotz, Karl Robert Mandelkow, Horst Singer, Horst Turk, Kurt Wölfel, Franz Josef Worstbrock); (3) geboren 1936-1945 (wie z.B. Wilfried Barner, Horst Brunner, Dieter Cherubim, Manfred Durzak, Otfried Ehrismann,<sup>17</sup> Karl Eibl, Rolf Grimminger, Wolfgang Haubrachs, Günter Hess, Georg Jäger, Gert Mattenklopp, Marga Reis, Klaus Scherpe, Hans-Jürgen Schings, Jochen Schulte-Sasse, Georg Stötzel). Als Bruch mit dem konservativen Tagungsmanagement der Moser/v. Wiese-Ära war die Mitwirkung der beiden 1972 noch un promovierten Linguistik-Referenten Ludwig Jäger (\*1943, Promotion 1975) und Hans-Werner Scharf (\*1943, Promotion 1977) anzusehen.<sup>18</sup>

<sup>14</sup> Viele dieser Sektionsberichte erscheinen dem Leser von heute als Ergebnis einer lustlos vollzogenen Pflichtübung. Das mag auch am Verlauf der Diskussionen liegen, in denen die einzelnen Vorträge nacheinander diskutiert wurden; so ergaben sich nur selten Querverweise, wechselseitige Kommentierungen oder Differenzierungen.

<sup>15</sup> Ein weiterer Vortrag eines ‚Fachfremden‘ war der Sektion VIII zugeordnet: der Politikwissenschaftler Kurt Sontheimer (1928-2005) referierte zu „Literatur im politischen Kontext“.

<sup>16</sup> Der Text zu seinem – wie von Teilnehmern berichtet wurde – eindrucksvollen Vortrag ist in den Dokumentationsband nicht einbezogen; der Herausgeber gibt dazu in seiner „Einführung“ keinen Grund an und verweist auf Schmidts Publikation *Geschichte und Struktur. Fragen einer marxistischen Historik* (München 1971). – Zudem fehlt das Referat von Hans-Werner Scharf und Ludwig Jäger zu „Ahistorischer Strukturalismus – ein Mißverständnis“, das in der beabsichtigten Überarbeitung von den beiden Verfassern nicht mehr termingerecht für die Drucklegung eingereicht werden konnte.

<sup>17</sup> Personenbezogene Recherchen ergaben, daß der Vorname von Otfried Ehrismann und der Nachname von Leslie Seiffert in der Publikation nicht korrekt wiedergegeben wurden; auch der Name von Ulrich Ammon wurde im Inhaltsverzeichnis verschrieben.

<sup>18</sup> Bernd Dammann hat mich darauf hingewiesen, daß die VDHG unter dem Vorsitz Benno v. Wiese bereits Mitte der 1960er Jahre auf Verlangen des Bundesinnenministeriums ihre Satzung im Sinne der grundgesetzlichen Vorgaben insofern ‚demokratisieren‘ sollte, daß auch promovierte Germanisten innerhalb und außerhalb des Hochschulbereichs auf ihren Antrag als Mitglieder aufzunehmen waren. Eine solche Satzungsänderung war

Bei der Rekrutierung der Vortragenden wurde also mit Entschiedenheit der ‚akademische Nachwuchs‘ berücksichtigt, die ‚um Dreißigjährigen‘, die auf die Habilitation zuzugingen oder sich gerade habilitiert hatten. Für die sog. Auslandsgermanistik waren nur Pierre Grappin (Frankreich), Leslie Seiffert (Australien) und Ulrich Wyss (Schweiz)<sup>19</sup> unter den Vortragenden vertreten. Ein Verzeichnis aller Teilnehmenden (kurz vor Beginn des Germanistentags ausgefertigt) findet sich in den Archivalien des Deutschen Germanistenverbands im DLA Marbach.<sup>20</sup>

## 2. Zu den Referaten des Stuttgarter Germanistentages

Die Sprachwissenschaft war nur mit zwei Sektionen vertreten: zu „Lautstruktur und Geschichte“ sowie zu dem besonders aktuellen Thema „Soziolinguistik und Systemlinguistik“. Für die Literaturwissenschaft waren acht Sektionen eingerichtet,<sup>21</sup> wobei neben aktualisierenden Vorgaben wie „Rezeption und Geschichte“ (mit einer Sektion zur Älteren und einer Sektion zur Neueren deutschen Literatur), „Literaturgeschichte und Sozialwissenschaft“, „Zur Autonomie der Literatur“ sowie „Lyrik, Gesellschaft und Geschichte“ auch geläufige Themen wie „Tradition und Rezeption der Antike“, „Literaturgeschichte als Problem“ und „Literarische Epochen: die Weimarer Republik“ angesetzt wurden. In ostentativer Weise waren also auch Themen vorgesehen, die in der seinerzeitigen Einschätzung als Domänen des sog. Linksfortschritts im Fach gelten konnten.

Den einzelnen Sektionen wurden jeweils drei bis fünf Referate zugewiesen (mit 30 Minuten, für die Druckfassungen waren Erweiterungen zugelassen); die insgesamt 36 Vorträge stellten also im Vergleich mit den vorausgegangenen Germanistentagen ein erheblich vergrößertes Angebot dar. Die Sektionsberichte wurden sehr knapp gehalten – minimalistisch zeigte sich Hugo Kuhn zu Sektion II mit einer halben Seite Text (S. 155).

---

Voraussetzung dafür, daß Vorhaben der VDPGH (wie etwa ein Germanistentag) mit öffentlichen Mitteln gefördert werden konnten. – In der Aufnahme auch unpromovierter Referenten in das Vortragsprogramm des Stuttgarter Germanistentags gingen die Veranstalter in ostentativer Weise noch über Erwartungen dieser Art hinaus.

<sup>19</sup> Ulrich Wyss (1945 in Bern geboren) wurde 1971 an der Universität Bern promoviert. Obwohl er ab 1972 seine akademische Karriere an Universitäten der BRD fortsetzte, kann er für ‚Stuttgart 1972‘ noch als ‚Auslandsgermanist‘ angesehen werden (zumal er sich 1972 für sein Referat auf eine Diskussion mit Karl Bertau an der Universität Genf bezog).

<sup>20</sup> Vgl. dazu Schönert (wie Anm. 4), S. 15.

<sup>21</sup> Da es sich um eine Tagung der VDGH handelte, wurden keine fachdidaktischen Sektionen vorgesehen.

In seinem Plenarvortrag „Die Krise des historischen Bewußtseins und die Funktionskrise in den geschichtlichen Wissenschaften“ (S. 15-29) bilanzierte Rudolf Vierhaus: „Das gegenwärtige Interesse an der Geschichte ist ein anderes als dasjenige der Bildungsschichten des 19. Jahrhunderts“ (S. 29); er konfrontierte das Konzept des Historismus, der den Eigenwert geschichtlicher Phänomene betont, mit den aktuellen Forderungen zur auswählenden Relevanz im Hinblick auf die Konstellationen des Gegenwärtigen. Victor Langes Plenarvortrag „Das Interesse am Leser“ (S. 31-46) verwies auf die „Thematisierung des Lesers und des Lesens“ (S. 35) als traditionelles Phänomen in der europäischen Literatur, so daß es konsequent sei, wenn die Literaturwissenschaft – wie in ihren jüngsten Entwicklungen – diesem Aspekt besonderes Gewicht gebe.

Die drei Vorträge in der sprachwissenschaftlichen Sektion I – Werner H. Veith zu „Diachronie des Ablauts“ (S. 47-68), Horst Singer zu „Historische und systematische Erklärungen in der Transformationsgrammatik“ (S. 69-76), Marga Reis „Zum sprachgeschichtlichen Erkenntniswert moderner Lauttheorie“ (S. 77-92) – eröffneten durchweg exemplarische Bezüge zur aktuellen ‚Systemlinguistik‘, ohne dabei sprachgeschichtliche Perspektiven preiszugeben.

Ebenso war die literaturwissenschaftliche Sektion II mit Entschiedenheit auf aktuelle methodologische Diskussion abgestellt – in explizierenden und kritischen Bezugnahmen auf Rezeptionsgeschichte und Rezeptionsästhetik von Literatur. In seinem Beitrag „Zur Relevanz von Rezeption und Rezeptionshemmung in einem kybernetischen Modell der Literaturgeschichte“ (S. 97-121) erörterte Wolfgang Haubrichs das „Problem der Periodisierung“ in der Literaturgeschichtsschreibung, wobei er von der Kritik an den zumeist willkürlich gewählten und heterogenen Kriterien zur Epochenbildung ausging und das Problemfeld in exemplarisch ‚szientifischer‘ Weise auf der Grundlage explizierter literaturtheoretischer Annahmen und methodologischer Vorgaben ‚strukturierte‘; dabei wurde der Rezeptionsästhetik das Paradigma einer ‚Informationsästhetik‘ (S. 115-118) konfrontiert. Weniger abstrakt, sondern in pragmatischer Orientierung entwickelte Otfrid Ehrismann „Thesen zur Rezeptionsgeschichtsschreibung“ am Beispiel der Rezeptionsgeschichte zum *Nibelungenlied* (S. 123-131). Ebenfalls beispielbezogen diskutierte Horst Brunner „Überlieferung und Rezeption der mittelhochdeutschen Lyriker im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit“ (S. 133-141); er kennzeichnete „Probleme und Methoden der Erforschung“ (S. 133) im Hinblick auf die „schöpferische Rezeption“ der „Meistersinger“ (S. 140). Den Anlaß „Zur Kritik der Rezeptionsästhetik“, dem Vortrag von Ulrich Wyss (S. 143-154), gab eine Diskussion, die Genfer

Studierende im Wintersemester 1971/72 mit Karl Bertau zum Manuskript seines Buches *Deutsche Literatur im europäischen Mittelalter* geführt hatten. Wyss faßte Ergebnisse der Debatte mit Bezug auf Wolfram von Eschenbachs *Willehalm* in der fachgeschichtlichen Rezeption zusammen und richtete den zweiten Teil seiner Ausführungen auf das aktuelle Interesse am rezeptionsästhetischen Rekurs auf Walter Benjamin, wobei die vermeintliche ‚Provokationsstrategie‘ von Jauß in seinen Bezugnahmen auf Benjamin und den dialektischen Materialismus heftig kritisiert wurde (S. 150-154).

In der Reihenfolge der dokumentierten Referate in der Publikation zum Stuttgarter Germanistentag gibt der erste Beitrag in Sektion III („Literaturgeschichte als Problem“) von Friedrich Sengle – „Zur Überwindung des anachronistischen Methodenstreits in der heutigen Literaturwissenschaft“ (S. 157-170) – gleichsam eine implizite Antwort auf die ‚linksgermanistische‘ Wissenschaftskritik von Ulrich Wyss; diese Position wird verdeutlicht durch Sengles Widmung zu einem Sonderdruck seiner Ausführungen an Jörg Schönert, die er einleitete mit „ein bißchen ‚Anti-Schulung‘“.<sup>22</sup> Sengle wandte sich (in seiner Selbstdefinition als pragmatischer Positivist) gegen die Abstraktions- und Idealismus-Denker der Hegel-Schule und des Neomarxismus; zudem attackierte er schon eingangs Jauß als den ‚neuen Theoretiker‘ der Literaturgeschichtsschreibung<sup>23</sup> – und mit ihm aktuelle Entwicklungen in Methodologie und Literaturtheorie der „deutschen Literaturwissenschaft“ (S. 158).<sup>24</sup> Sengle sah Jauß und seine Konstanzer Kollegen (S. 159f.) auf einem „wissenschaftlichen Holzweg“ (S. 160). Positiv reagierte er dagegen auf Positionen von Max Wehrli und die wirkungsgeschichtlichen Projekte von Karl R. Mandelkow (S. 160). Heftig war seine Polemik gegen Gansberg und Völker (*Methodenkritik der Germanistik*, 1970), gegen die Ideologiekritiker und dialektischen Materialisten. Die detaillierte kritische Auseinandersetzung mit der Argumentation von Gansberg, seiner Mitarbeiterin am Münchner Lehrstuhl, führte er im Zeichen des ‚Ethos des Philologen‘, d.h. in Ablehnung des „Methodendogmatismus“ (S. 163) und der schematischen Zuordnung literarischer Texte zu literaturexternen Konstellationen (S. 164). Doch hielt er sich offen gegenüber der „Einbeziehung soziologischer Kategorien“ in die Literaturgeschichtsschreibung (S. 166). Kritisch sah er jedoch die Inszenierungen von methodologischen Innova-

<sup>22</sup> Siehe auch Friedrich Sengle: *Literaturgeschichtsschreibung ohne Schulungsauftrag*. Werkstattberichte, Methodenlehre, Kritik. Tübingen 1980.

<sup>23</sup> Vgl. Hans Robert Jauß: *Literaturgeschichte als Provokation der Literaturwissenschaft*. (Konstanzer Universitätsreden 3). Konstanz 1967; ders.: *Literaturgeschichte als Provokation*. Frankfurt/M. 1970 (=es 418).

<sup>24</sup> Sengles polemischer Befund lautet: „Die deutsche Literaturwissenschaft schwört heute auf die wissenschaftliche Programmatik und Utopie, auf das fremdwortreiche, abstrakte Denken. Aber vieles ist ganz schlicht eine Sache des Wissens. Dem deutschen Weltherrschaftsanspruch ohne Welt scheint heute eine deutsche Wissenschaft ohne Wissen das komische Nachspiel liefern zu wollen“ (S. 158).

tionen: „Vieles, was sich heute bläht und spreizt, was nur dem sinnlosen Kreislauf der Methoden nachgibt, wird in wenigen Jahren ganz von selbst verschwunden und vergessen sein“ (S. 167). Mit dem prinzipiellen Interesse des Philologen an historischen Konstellationen verwehrt er sich gegen die bedingungslosen Aktualisierungen in der politischen Funktionalisierung von Philologie im Zeichen des Hier und Jetzt: „Es wäre doch denkbar, daß vergangene Zeiten die Möglichkeiten des Menschen besser erkannten und verwirklichten als unsere Gegenwart“ (S. 170).

Mehr im Sinne eines methodologiegeschichtlich reflektierten ‚Werkstattberichts‘ argumentierte Ernst Ribbat zum Thema „Epoche als Arbeitsbegriff der Literaturgeschichte“ (S. 171-179), es ging ihm um „Prinzipienfragen der literaturgeschichtlichen Tätigkeit“ (S. 171) für „die vertraute Rahmenkennzeichnung für eine Gruppe von Werken und Autoren“ (S. 172). Dabei setzte der Verfasser das Merkmal ‚wissenschaftstheoretisch‘ (als aktuell reputierlichen Reflexionsbegriff) eher umgangssprachlich als im Sinne eines konkreten Theoriebezugs ein. Im Bezug auf jüngere und jüngste Entwicklungen in der Literaturgeschichtsschreibung (wie etwa Friedrich Sengles *Biedermeierzeit. Bd. 1*, Stuttgart 1971) erschien ihm eine „prinzipielle und empirische Gleichrangigkeit der drei literarischen Dimensionen Autor – Text – Leser“ als erstrebenswert (S. 175). Nur kurz wurde – immerhin am Beispiel einer einbändigen Literaturgeschichte aus der DDR<sup>25</sup> – der Zusammenhang von Literaturgeschichtsschreibung und Kanonbildung angesprochen.

Als eine wissensgesättigte Fallstudie legte Günter Hess sein Referat zu „Die Vergangenheit der Gegenwartsliteratur“ an – mit aufschlußreichen „Anmerkungen zum letzten Kapitel deutscher Literaturgeschichten um 1900“ (S. 181-204), wobei er nicht nur den ‚Höhenkamm‘ der wissenschaftlichen Fachliteratur, sondern auch – im innovativen Konzept der ‚Literaturfunktionen‘ – ein breites Spektrum von Quellenmaterial mit wissenschaftlicher, didaktischer und populärer Orientierung erschloß.

Die Sektion IV stellte eine (im Programm des Stuttgarter Germanistentags singuläre) Phalanx sog. linksgermanistischer Positionen vor. Gerhard Bauer verstand „Literatur als Teil des Klassenkampfes“ und wollte „am Beispiel Kafkas“ (S. 209-218) „den Klassenkampf in der Literatur [...] eruieren“ (S. 218) – in einer provozierenden Herausforderung des Konzepts von ‚Autonomie der schönen Literatur‘ mit Bezug auf den kanonisierten Autor, der bei Bauer zum

---

<sup>25</sup> Hans Jürgen Geerdts (Hg.): *Deutsche Literaturgeschichte in einem Band*. Berlin 1967.

„kleinbürgerlichen Ideologen“ wurde (S. 217). Mit diesem ‚aufklärenden Gestus‘ wandte sich der Vortragende gegen die literaturwissenschaftlichen Stilisierungen Kafkas in Abhängigkeit von den sie bedingenden sozio-ökonomischen Voraussetzungen und den daraus resultierenden ideologischen Interessen.

Weniger politisch-kämpferisch und mehr auf eklatanten ‚methodologischen Fortschritt‘ abgestellt gab sich Horst Turk mit seinem Vortrag „Dialektische Literaturwissenschaft. Zur kommunikationssoziologischen Begründung einer allgemeinen Texttheorie“ (S. 219-246); er be-rief sich auf analytische (Sprach-)Philosophie und Jürgen Habermas.<sup>26</sup> Damit verknüpfte er zwei aktuelle Theorie-Optionen zur Neubegründung der Literaturwissenschaft: als Sozialwissenschaft und als Kommunikationswissenschaft, wobei das Schlagwort ‚Kommunikation‘ insbesondere auf die Autor-Text-Leser-Relationen und nur am Rande auf linguistisch zu erfassende textuelle Aspekte bezogen wurde; in dieser Hinsicht zeichneten sich Kooperationen zwischen Linguistik und Literaturwissenschaft allenfalls in einer gemeinsamen semiotischen Grundlegung ab.

Das Referat von Gert Mattenklott und Klaus Scherpe über „Aspekte einer sozialgeschichtlich fundierten Literaturgeschichte“ (S. 247-258) bezog sich auf das Fallbeispiel von Lessings tragödientheoretischem Mitleidskonzept nicht mit einer sozialgeschichtlichen Grundlegung im Sinne des Bielefelder Historiker-Projekts, sondern folgte – ähnlich wie Gerhard Bauer – ideologiekritischen Vorgaben. Eher sozialgeschichtlich orientiert und mit Affinitäten zu Turks kommunikationstheoretischen Interessen (bei stärkerer Gewichtung der semiotischen Komponente) war der Beitrag von Jochen Schulte-Sasse zu „Aspekte einer kontextbezogenen Literatursemantik“ (S. 259-275) mit Textbezügen zu *Emilia Galotti*.

Die drei Vorträge der Sektion V setzen weniger auf methodologische Innovation und Diskontinuität in der Wissenschaftsentwicklung, sondern sahen sich kontinuierlichen Prozessen in den Philologien verpflichtet. Programmatisch in diesem Sinne könnte Karl Eibls einleitende Passage zu „Prodesse et delectare: Lyrik des 18. Jahrhunderts vor der Schwelle zur Autonomieästhetik“ (S. 281-293) verstanden werden: „Dieses Referat hat nicht die Absicht, neue Fakten mitzuteilen. Es hat die Absicht, einige fermenta cognitionis anzubieten und einen Aspekt der Lyrik der Gottsched-Zeit zu skizzieren, der diese dem Rahmenthema [der Sektion V]

---

<sup>26</sup> Vgl. insbesondere Jürgen Habermas: Erkenntnis und Interesse. Frankfurt/M. 1969; ders.: Vorbereitende Bemerkungen zu einer Theorie der kommunikativen Kompetenz. In: J. H. u. Niklas Luhmann: Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie. Frankfurt a.M. 1971, S. 101-141.

– ‚Lyrik, Gesellschaft und Geschichte‘ – zuordnet“ (S. 281). Kennzeichnend für Eibls methodologisches Konzept ist, daß er einen traditionell-ideengeschichtlichen Zugang mit einem aktuell-sozialgeschichtlichen als Gegenentwurf zum Programm einer ‚unterkomplexen‘ marxistisch-materialistisch orientierten Literaturwissenschaft verband. Zur Geschichte der Literatur im 18. Jahrhundert heißt es: „Wir sind gewohnt, den neuen Kontext [...] als den der ‚bürgerlichen Gesellschaft‘ zu bezeichnen, und fassen mit diesem Begriff ein sehr kompliziertes Miteinander von ökonomischen, sozialen und ideellen Veränderungen auf etwas abrupte Weise zusammen“ (S. 284f.). Eibl wollte diese historisch relevanten kontextuellen Konstellationen in zwei Perspektiven erschließen: der „Legitimitäts- und Intersubjektivitätskrise um 1700“ und der „Entstehung der ‚bürgerlichen‘ Öffentlichkeit“ (S. 285). Dazu bezieht er sich zum einen auf Paul Hazards *Krise des europäischen Geistes 1680-1715*,<sup>27</sup> zum anderen auf Reinhart Kosellecks *Kritik und Krise. Ein Beitrag zur Pathogenese der bürgerlichen Welt* (1959) und den ‚Klassiker‘ der sozialgeschichtlichen Diskussionen um 1970, auf *Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft* (erstmalig Neuwied 1962) von Jürgen Habermas. Das am Ende des 18. Jahrhunderts entworfene theoretische Konzept der ‚Kunstautonomie‘ hat – so Eibl – zur Folge, daß in der literarischen Praxis „die Idee einer allgemeinen [bürgerlichen] Öffentlichkeit, an der auch die Verantwortung des Künstlers sich orientiert“, zurücktritt „hinter der partikularen Arkan-Öffentlichkeit der um ästhetische Gebilde gescharten Auserwählten“; es kommt zur „Auswanderung der poetischen Intelligenz in die Tempel“ (S. 293). Auch der folgende Beitrag „Gedichte in der Isolation“ (S. 295-311) von Wolfgang Frühwald, der sich auf Clemens Brentanos späte Lyrik bezieht, eröffnete im Hinblick auf historische Konstellationen des „lesenden Publikums“ (S. 298) sozialgeschichtliche Aspekte für die Stil- und Formengeschichte der Lyrik in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Manfred Durzak handelte über das Spannungsverhältnis von „Autonomes Gedicht und politische Verkündigung im Spätwerk Georges“ (S. 313-323), um den Autor wieder aus den Zirkeln der George-Verehrer in eine problembezogene Diskussion der literarischen und literaturwissenschaftlichen Öffentlichkeit zu rücken: auch dem „autonomen Gedicht“ könne eine „gesellschaftliche Dimension“ zugeschrieben werden (S. 316). Renate von Heydebrands „Sektionsbericht“ von (S. 325-327) informiert nebenbei über ‚das Publikum‘ dieser Vortragsfolge: rund 30 Hörer und Diskutierende zählte diese Sektion (vgl. S. 325), in der die Debatten der späten 1960er Jahre um die „emanzipatorische“ und „kompensatorische“ Funktion von Literatur (S. 327) fortgeführt wurden.

---

<sup>27</sup> Die französische Originalfassung erschien 1934/35, die deutsche Übersetzung in mehreren Auflagen seit 1939.

Die Nachlese von Horst Sitta zur sprachwissenschaftlichen Sektion VI (S. 375-377) verweist zunächst auf den das Sektionsgeschehen eröffnenden Bericht von Ursula Böse, der Leiterin des vom Germanistenverband 1969 konstituierten Arbeitskreises zur gesellschaftlichen Bedeutung und soziolinguistischen Erkundung der „Sprachbarrieren“<sup>28</sup> und – nach Zusammenfassungen der einzelnen Referate, die in drei Fällen ‚im Team‘ entwickelt worden waren<sup>29</sup> – auf die noch zu leistende „saubere theoretische Fundierung“ der Soziolinguistik (S. 377).

In Sektion VII erörterte Karl R. Mandelkow (S. 379-388), wie die marxistisch orientierte Literaturtheorie der DDR-Wissenschaft auf die ‚Herausforderungen‘ der neuen ‚westlichen‘ Methodologien von Rezeptionsästhetik und literarischer Wirkungsforschung (zugunsten einer Wirkungsgeschichte von Literatur) reagiert hatten; er bezog sich dabei insbesondere auf die Positionen von Robert Weimann und Manfred Naumann. Ungeachtet der entschiedenen Kritik an den Opponenten ‚von der anderen Seite‘ verwies die von Mandelkow praktizierte Auseinandersetzung auf eine neue (unpolemische) Qualität im wissenschaftlichen West-Ost-Konflikt. In Georg Jägers Beitrag zur „Wertherwirkung“ (S. 389-409) erhielt dieser Aspekt kein Gewicht; Jäger demonstrierte in einleuchtender Weise, wie die seit den späten 1960er Jahren ausgelösten literaturtheoretischen und methodologischen Debatten zur überzeugenden Modellierung eines (gründlich empirisch rekonstruierten) literatur- und wirkungsgeschichtlichen Ereigniszusammenhangs genutzt werden können. Jägers Referat wurde ergänzt durch Pierre Grappins Fallbeispiele zur *Werther*-Rezeption in Frankreich im ausgehenden 18. Jahrhundert (S. 411-421). Für Innovationen in der wissenschaftsorganisatorischen Praxis stand die Kooperation von Hartmut Eggert, Hans Christoph Berg und Michael Rutschky in ihrem Beitrag „Zur notwendigen Revision des Rezeptionsbegriffs“ (S. 423-432): „Wir arbeiten in einem interdisziplinären Team als Psychologe, Soziologe und Literaturwissenschaftler an einem empirischen Projekt zur literarischen Bildung im Rahmen der Schule“ (S. 423). Die – beim Stuttgarter Germanistentag als zentrale Debatte geführte – Kritik an Jauß und Iser (der ‚Konstanzer Schule‘) reklamierte am Beispiel des schulischen Umgangs mit Literatur die Vernachlässigung „der sozialen Situation“ (S. 426) von Literatur-Rezeption. Die Unverzichtbarkeit der empirischen Perspektive in der Literatur-Rezeption unterstrich auch Heinz Hillman in seinem erfahrungsgesättigten Plädoyer für „Rezeption – empirisch“ (S. 433-449), das ab-

---

<sup>28</sup> Vgl. Mitteilungen (wie Anm. 4) 16 (1969) H. 1, S. 1.

<sup>29</sup> Dies betrifft Gerd Simon u. Ulrich Ammon mit „Thesen zum Verhältnis von Soziolinguistik und Systemlinguistik“ (S. 329-336), dies.: „Zur sozialen Verteilung von Dialekt und Einheitssprache“ (S. 337-345) sowie den nicht dokumentierten Vortrag von Hans-Werner Scharf und Ludwig Jäger. Dazu traten die Referate von Leslie Seiffert zu „Wortfeldtheorie zwischen Sozio- und Systemlinguistik“ (S. 347-364) und Dieter Cherubims Thesen zu „Sprachwandel, Individuum und Gesellschaft“ (S. 365-373).

schließend (S. 446ff.) durch eine beachtenswerte methodologische Erörterung zum komplexen Prozeß des „Textverstehens“ (S. 446) im Hinblick auf den alltäglichen und den wissenschaftlichen Umgang mit literarischen Texten gestützt wurde.

Auf „Fragen literaturwissenschaftlicher Textinterpretation“ bezogen sich Kurt Sontheimers „Anmerkungen eines Politologen“ in seinem Beitrag zu „Literatur im politischen Kontext“ der Weimarer Republik (S. 455-466). Der Referent ging von einem dramatischen Erscheinungsbild der durch kontroverse methodologische Diskussionen erheblich verunsicherten Literaturwissenschaft aus, die bis hin zur „Grundlage ihrer Existenz“ erschüttert sei: „Der Horizont möglicher Interpretation von Literatur erscheint durch das Eindringen soziologischer und ökonomischer und damit politischer Kategorien in das bislang vorwiegend historisch und sprachanalytisch ausgeübte Gewerbe der Literaturwissenschaft eher bedrohlich als verlockend aufgerissen“ (S. 455). Er will an Beispielen der „wissenschaftlichen Verarbeitung“ von Literatur der Weimarer Republik zeigen, „wie komplex und schwierig es ist, [der] methodischen Forderung unserer Gegenwart [den Umgang mit Literatur im gesellschaftlichen und politischen Funktionszusammenhang zu sehen] überzeugend nachzukommen“ (S. 457). Zumal die „marxistische Literaturinterpretation“ mache es sich zu einfach, wenn sie die „gängigen Schablonen“ nutzt, um Literatur als „Ausdruck der herrschenden Machtverhältnisse“ (S. 464) zu interpretieren. Sein Fazit, „daß die Beziehung der Literatur zu ihrem politischen Substrat unendlich komplexer Natur ist“ und daß Literatur „stets auch über ihren politischen Kontext“ hinausweist (S. 466), sollte in den literaturwissenschaftlichen Diskussionen der frühen 1970er Jahre als Warnung des Politikwissenschaftlers vor einer ‚unterkomplexen Kontextualisierung‘ literarischer Texte verstanden werden. Die beiden nachfolgenden – von politischem und sozialgeschichtlichem Wissen gelenkten – Textinterpretationen zu Heinrich Mann (Wolfdietrich Rasch, S. 467-477) und Erich Kästner (Volker Klotz, S. 479-495) zeigten allerdings keine Zeichen von Verunsicherung, sondern demonstrierten eher umsichtiges ‚Textdeutungsgewerbe‘.

Die Sektion IX eröffnete die etablierte Perspektive auf Antike-Rezeption in der Literaturgeschichte – hier bezogen auf die Konstellationen der Frühen Neuzeit bis hin zu den ‚Modernisierungsprozessen‘ in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts. Gestützt auf ‚substantielle Text-Philologie‘ (mit knapp bemessener ‚Methodenreflexion‘) war das Referat von Franz Josef Worstbrock „Über das geschichtliche Selbstverständnis des deutschen Humanismus“ (S. 499-519) in einem multikulturellen Spektrum der Quellen. Entschiedenere Ausgriffe in die aktu-

elle Methodendiskussion vollzog Hans-Jürgen Schings mit dem – auf den ersten Blick – wenig problematischen Thema „Seneca-Rezeption und Theorie der Tragödie“ im 17. Jahrhundert ( S. 521-537): die Antike-Rezeption wird auf die literarische Produktivität des Autors als Leser (seine ‚produktive Rezeption‘) und damit „der lesenden Autoren“ (S. 521) zurückgeführt – in Korrelation mit historischer Gattungspoetik und Ideengeschichte. Wilfried Barner referierte zu „Lessing und die heroische Tradition“ (S. 539-557); in seiner Fallstudie zur Literatur im 18. Jahrhundert zeigte sich methodologische Reflexion implizit im breiten Spektrum des analysepraktischen Vorgehens für den Beispielfall und der daraus zu gewinnenden notwendigen Differenziertheit für den komplexen Zusammenhang von Traditions-, Rezeptions- und Wirkungsgeschichte.

Als Gegenstück zur (an Philologie-Traditionen orientierten) Sektion IX erscheint der Aktualismus von Sektion X: „Zur Autonomie von Literatur“, in der Fragen zur Funktion von Literatur in der Gesellschaft gestellt wurden. Zunächst markierte Kurt Wölfel die historische Bedingtheit des Autonomie-Begriffs (S. 563-577) im Erörtern von dichtungstheoretischen sowie sozialgeschichtlichen und sozialpsychologischen Konstellationen des 18. Jahrhunderts. Rolf Grimlinger unterzog Schillers Verständnis von Autonomie der Kunst ideologiekritischen Prüfungen (S. 579-597) zu der für diesen Autor kennzeichnenden „ästhetischen Versöhnung der praktischen Widersprüche“ (S. 589) vor dem Horizont der „gesellschaftlichen Voraussetzungen und Folgen der Kunst“ (S. 597). Auch Bernd Jürgen Warneken diskutierte die „relative Autonomie der Literatur“ (S. 599-612) als die „Entwicklung der Kunst in der bürgerlichen Gesellschaft“ (S. 599) im „unmittelbaren Zusammenhang der Kunst mit der materiellen Produktion“ (S. 599); seine ‚materialistische Geschichtsbetrachtung‘ markierte die „Autonomieillusion der literarischen Intelligenz“ (S. 607); seine Erörterungen mündeten in Forderungen zur Neu-Orientierung der Literaturwissenschaft im Sinne des materialistischen Erkenntnisinteresses (S. 611f.): auch die ‚schöne Literatur‘ sei eingebunden in die materiellen Bedingungen von Literaturproduktion und -distribution; dieser Zusammenhang sei auch zu beachten für Fragen zu gesellschaftlicher Bedingtheit und gesellschaftlichen Funktionen von Literaturwissenschaft. Im Sektionsbericht von Fritz Martini (S. 613-616)<sup>30</sup> werden für die Sektion X Verknüpfungen mit Sektion V zur Lyrik und deren ‚Autonomie‘ hergestellt (S. 613); nebenbei wird die Skepsis des Berichterstatters insbesondere zu Warnekens Vortrag deutlich.

---

<sup>30</sup> Fossile Züge hat Martinis Bericht, wenn er die Referenten mit den akademischen Titeln einführt: die Herren „Prof. Dr. Kurt Wölfel und Dr. Rolf Grimlinger“ (S. 613); das Vokabular der ‚linken (gesellschaftswissenschaftlich orientierten) Germanistik‘ referierend anzuwenden, bereitete ihm jedoch keine Mühen, wobei Warnekens Ausführungen sogar noch als „sozial-, ökonomie- und kulturphilosophisch“ geadelt wurden (S. 613).

### 3. Ein hochschulpolitischer Arbeitskreis

Übergreifenden Fragen der Hochschuldidaktik sollte sich ein Arbeitskreis zuwenden, der von der VDHG im Deutschen Germanistenverband im Juli 1969 eingerichtet wurde; über dessen Diskussionen berichtete Ulrich Gaier beim Stuttgarter Germanistentag (S. 617-627). Gaier hatte die Federführung im Arbeitskreis übernommen; die Diskussionen konzentrierten sich – gestützt auf eine Befragung der germanistischen Institute – zunächst auf Funktion und Organisation der in das Studium einführenden Veranstaltungen (in der Phase des sog. Grundstudiums) vor dem Horizont von vier „Problemkreisen“: (1) Gegenstand und Einheit des Faches, (2) Verhältnis der Einführungsveranstaltungen zum Berufsbild des Deutschlehrers, (3) Voraussetzungen zum Studium der Germanistik, (4) Lernziele der Einführungsveranstaltungen (vgl. S. 618-620). Die Auswertung der Umfrage-Ergebnisse und das weitere Vorgehen im Arbeitskreis wurden am 20./21. Juni 1970 auf einer Tagung in Konstanz erörtert. Für den Fortgang der Vorhaben des Arbeitskreises bewilligte die Volkswagen-Stiftung im Herbst 1971 finanzielle Unterstützung. Die zweite Phase des Projekts wurde vor allem in zwei Veröffentlichungen dokumentiert: *Konzeptionen linguistischer Grundkurse* (hg. von Horst Sitta, Tübingen 1972) und *Modelle der [literaturwissenschaftlichen] Praxis* (hg. von Hermann Müller-Solger, Tübingen 1972).<sup>31</sup>

Unabhängig vom Geschehen im Arbeitskreis und im Anschluß an die Diskussionen zur Geschichte der Germanistik beim Münchner Germanistentag 1966 konzipierte Georg Stötzel seinen Beitrag „Fachgeschichte und Reformprobleme“ (S. 629-648), der für eine gründliche Reflexion der wissenschaftstheoretischen Grundlagen in den aktuellen Reformdebatten der Germanistik plädierte und vor überstürzten Pragmatismus warnte (vgl. S. 629f.). Zudem sollten durch verstärkte Hinwendung zur Fachgeschichte die Bedenken gegenüber dem Studien- und Schulunterrichtsmodell einer (die Nationalkulturen übergreifenden) Allgemeinen Sprachwissenschaft und Allgemeinen Literaturwissenschaft, wie es von Harald Weinrich und Wolfgang Iser entworfen worden war, gestärkt werden (vgl. S. 631-633), indem eine zwingende Verbindung von disziplinärer Entwicklung der Germanistik und ‚Nationalismus‘ in Frage zu stellen war. Wissenschaftstheoretische Einwendungen erhob Stötzel insbesondere gegen Reformforderungen, die in Beiträgen zu *Ansichten einer künftigen Germanistik* (1969) formuliert waren (vgl. S. 638-647); diese Kritik wurde zum eigentlichen Schwerpunkt seines Refe-

---

<sup>31</sup> Vgl. dazu Jörg Schönert: Die erste Dokumentation zur Reform des literaturwissenschaftlichen Grundstudiums: „Modelle der Praxis“ von 1972. In: <<http://fheh.org/images/fheh/material/schoenertmodelle.pdf>>.

rats, das in den Beiträgen des Bandes allenfalls ‚Problemformulierungen‘, jedoch keine tragfähigen ‚Problemlösungen‘ für die Reform der Germanistik erkannte.

Der Sektionsbericht von Wolfgang Bachofer (S. 649-652)<sup>32</sup> verwies darauf, daß in der Diskussion zu Stötzels Vortrag gefordert wurde, bei der Erörterung wissenschaftstheoretischer Grundlegungen auch deren „wissenschaftspolitische und gesellschaftspolitische Implikationen“ offenzulegen (S. 651). Bezogen auf Gaiers Referat sollte unter hochschuldidaktischem Aspekt vermieden werden, die „alten Inhalte“ des Studiums nur in neue Vermittlungsformen umzugießen (S. 651): „Notwendig sei eine echte Überprüfung der Curricula des Faches, Einbeziehung neuer Inhalte und die Herstellung eines neuen wissenschaftlichen Begründungszusammenhangs“ (S. 651). In der Diskussion zu Gaiers Bericht konzentrierte man sich ergänzend „auf drei miteinander zusammenhängende Fragenkomplexe, nämlich die Reglementierung der Studienzeit, die Verbindung der Fachwissenschaft mit der Fachdidaktik und die Einführung einer einphasigen Lehrerausbildung“ (S. 651).

#### **4. Eine Zukunft für Fachgeschichte am Deutschen Literaturarchiv in Marbach**

Am 14. April wurde der Germanistentag aus Stuttgart in das nahe Marbach/Neckar verlagert: „zur Eröffnung einer Arbeitsstelle für Geschichte der Germanistik im Deutschen Literaturarchiv“. Zur Vorgeschichte und den zukünftigen Perspektiven dieses Projekts nahm Walter Müller-Seidel, der es mit Entschiedenheit unterstützt hatte, im Dokumentationsband zum Germanistentag kurz Stellung (S. 653-656). Die Planungen entwickelten sich im Anschluß an den Münchner Germanistentag von 1966 und wurden bei einer Marbacher Konferenz im Juli 1969 konkretisiert mit Beratungen zu einem „Archiv zur Geschichte der Germanistik“ (S.653), das mit seinen Materialien möglichst nahe an das aktuelle Fachgeschehen (und die Tätigkeit des Deutschen Germanistenverbandes) herangeführt werden und darüber hinaus mit einer zugeordneten Arbeitsstelle der systematisch zu betreibenden fachgeschichtlichen Forschung einen festen Ort geben sollte. Damit „gehen die Interessen der Hochschulgermanisten um ein gutes Stück über diese ganz unerläßlichen Archivierungen hinaus“ (S. 654) – zugunsten eines neuen, noch weithin unerschlossenen Forschungsgebiets. Für die Arbeitsstelle wurde die Position eines Wissenschaftlichen Mitarbeiters etatisiert. Zu wünschen war, daß der dokumentierende

---

<sup>32</sup> Zu Beginn der Diskussion hatte Walter Müller-Seidel auf die Bedeutung der anstehenden umfassenden Überarbeitungen der Prüfungsordnungen für die Lehrämter im Hinblick auf die Vorgaben der sog. Frankenthaler Beschlüsse (der Kultusministerkonferenz vom 09.10.1970) hingewiesen, an denen sich die Germanistischen Institute intensiv beteiligen sollten, da über die Gestaltung der Prüfungsordnungen die Kultusministerien ihrerseits erheblichen Einfluß auf den Prozeß der Studienreform nehmen konnten.

und kritische Umgang mit der Geschichte der Germanistik zu einem distinkten Element in der Praxis des Faches in Forschung und Studienalltag wird.

Dieser Aspekt wurde untermauert durch Eberhard Lämmerts Marbacher Vortrag zu „Wissenschaftsgeschichte und Forschungsplanung“ (S. 663-685) – als Beitrag zur ‚Methodenreflexion‘ in fachhistorischer Hinsicht und zur Möglichkeit, über fachgeschichtliches Wissen und fachgeschichtliche Kompetenz Forschung verstärkt ‚planend‘ zu betreiben (vgl. S. 667) auf der Grundlage einer „Wissenschaftsgeschichte der Gegenwart“ (S. 669): dazu seien Einzelunternehmungen einzubinden in kooperativ organisierte fachgeschichtliche Vorgehensweisen – einschließlich der neuen Möglichkeiten elektronischer Datenverarbeitung (vgl. S. 671). Lämmert beklagte in diesem Zusammenhang für die Germanistik die versäumten Möglichkeiten zu projektorientierter Drittmittel-Förderung (vgl. S. 674f.) und plädierte für „Gruppenforschung“ (S. 675) zur Erweiterung der Einzelforschung. Dabei sei für Darstellungen zur Wissenschaftsentwicklung „planende Voraussicht ebenso [notwendig] wie rückblickende Sicherung und Selbstvergewisserung derjenigen wissenschaftlichen Leistungen, auf denen weiterzubauen ist“ (S. 680). Ziel der archivalischen Sicherungen in Marbach sei die „Selbstvergewisserung der Fachgeschichte“ (S. 681) – im Sinne dokumentarisch gestützter gemeinsamer Bezugnahmen zur Koordination von Forschungsinteressen (vgl. S. 682).

## **5. Versuch einer Bilanz**

Der zukunftsweisende Status des Stuttgarter Germanistentags ist in der Rückschau – 40 Jahre später – nicht in Frage zu stellen. In den (im DLA Marbach einzusehenden) Korrespondenzen der Vorstandsmitglieder der VDHG ist nachzulesen, wie groß im Vorfeld der Tagung die Besorgnis war, daß sich die heftige Kritik und die Störaktionen von Berlin 1968 wiederholen könnten; doch in Stuttgart blieb es ruhig. Die neue Organisationsform mit offener, aber thematisch fixierter Ausschreibung für die Beteiligung mit einem Vortrag hatte sich in der Kombination mit gezielten Einladungen an mögliche Referenten ebenso bewährt wie die quantitative Erweiterung der Vortragsfolge (deren Dokumentation noch zwischen zwei Buchdeckeln erfolgen konnte) und deren Gliederung in wenige Plenarvorträge und zahlreiche (zeitlich auch zu parallelisierende) themenbezogene Sektionen mit Zeitvorgaben für kurze Diskussionen. Noch heute wird bei den Germanistentagen diesem organisatorischen Schema im Prinzip gefolgt; die Gesamtzahl der Referate ist jedoch erheblich angestiegen, der Anteil der sprach-

wissenschaftlichen Themen im Gesamtprogramm hat sich entschieden verstärkt und die Fachdidaktik erhält einen festen Stellenwert.

Tiefgehende und weitreichende methodologische Debatten wurden 1972 in Stuttgart nicht geführt. Die Ausrichtung von Literaturgeschichte an Ideologiekritik und Erklärungsmustern von Klassenkampf und materialistischen Begründungen wurde nicht mehr prinzipiell in Frage gestellt und zugunsten eines ‚Methodenpluralismus‘ hingenommen; literatursoziologische Vorgehensweisen und sozialgeschichtliche Grundlegungen für die Literaturwissenschaft waren sichtbar, aber nicht zureichend ausgearbeitet. Im Zentrum der Auseinandersetzungen standen das Programm der Rezeptionsästhetik sowie der (noch wenig empirisierten) Rezeptions- und Wirkungsforschung. Als Brücke zwischen der ‚Älteren und Neueren Abteilung‘ wurde die Periode der Frühen Neuzeit (zwischen Spätmittelalter und frühem 18. Jahrhundert) deutlich markiert. Die Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts erhielt mit Blick auf die ‚Formationsphase der bürgerlichen Gesellschaft‘ erhebliches Interesse, nicht aber die Literatur der Gegenwart. In der Sprachwissenschaft manifestierte sich erst in Ansätzen die perspektiven- und methodenreiche Auseinandersetzung mit der Gegenwartssprache – „Soziolinguistik und Systemlinguistik“ (Sektion VI) erschienen zunächst nur als zukünftige Forschungsplanungen.

Debatten zur „Situation des Faches“ hatten im Programm des Stuttgarter Germanistentages nur eine Randstellung. Entschieden distanzierende Bezugnahmen galten Marie-Luise Gansbergs und Paul Völkers *Methodenkritik der Germanistik* (Stuttgart 1970); auf die *Ansichten einer künftigen Germanistik* (München 1969) wurde zumeist kritisch eingegangen. Abgesehen von Georg Stötzels entschiedener Kritik zum Mangel wissenschaftstheoretischer Begründungen für die Reformvorschläge in den *Ansichten* konzentrierten sich die kritischen Kommentare auf das ‚Provokationspotential‘ der literaturtheoretischen Vorgaben der Rezeptionsästhetik und einer leserorientierten Literaturgeschichtsschreibung im Zeichen von Rezeptions- und Wirkungsforschung.<sup>33</sup> Vielfach wurde mit Sprachwendungen (vom anspielenden Zitat bis hin zur Floskel) dem philologischen Zeitgeist gefrönt: Erkenntnisinteresse, Rezeptionspraxis und Erwartungshorizont oder die gesellschaftspolitischen Funktionen von Wissenschaft waren wiederkehrende Vokabeln.

Sieht man Veranstaltungen wie die Germanistentage als eine (auch mit öffentlichen Mitteln subventionierte) Leistungsschau im ‚Staatstheater‘ der Disziplin an, so wären die Kämpfe um

---

<sup>33</sup> Dazu kamen entscheidende Impulse wie die von Wolfgang Iser, Hans Robert Jauß und Harald Weinrich auch nicht aus der Germanistik, sondern aus den Fremdsprachenphilologien.

deutliche Veränderungen vor allem auf den ‚Werkstattbühnen‘ des Faches zu suchen – mit ihren Diskussionen zu den Inhalten und der Organisation des Studiums, die weithin den Wissenschaftlichen Assistenten und Akademischen Räten, Dozenten sowie neu berufenen Professoren überlassen wurden. Ein Beispiel dafür wäre ein schmales Bändchen im Sakkotaschen-Format (mit rund 130 Seiten), das im Jahr vor der Stuttgarter Tagung erschienen war: *Fragen der Germanistik. Zur Begründung und Organisation des Faches. Mit Beiträgen von Gerhard Kaiser, Peter Michelsen, Karl Pestalozzi, Hugo Steger, Horst Turk* (München 1971). Exemplarisch für die ‚Besetzungsliste‘ solcher Reformdebatten ist die Kommission anzusehen, die für das Land Baden-Württemberg im ersten Halbjahr 1970 „Empfehlungen für das Studium des Faches Germanistik zur Ausbildung künftiger Deutschlehrer der Oberstufe“ auf Wunsch des Kultusministeriums des Bundeslandes ausarbeitete (vgl. S. 7-31, 77-80). Ihre Mitglieder waren von den germanistischen Instituten der sieben Landesuniversitäten in Freiburg, Heidelberg, Karlsruhe, Konstanz, Mannheim, Stuttgart und Tübingen benannt worden (S. 8f.). Von diesen 19 Nominierten waren lediglich fünf im Professorenstatus (P. Hartmann, P. Michelsen, P. v. Polenz, G. Schweikle, B. Wachinger); es dominierten die zahlreichen Wissenschaftlichen Assistenten (G. Großklaus, G. Kaiser,<sup>34</sup> U. Müller, H. Müller-Solger, R. Noltenius, K. Oettinger, Th. Rothschild, B. Thum, H. Wenzel) und die wenigen Akademischen Räte sowie Dozenten (J. Hauff, G. Meissburger); die Universitäten Konstanz, Mannheim und Stuttgart hatten auch Studierende bzw. Doktoranden entsandt („Herrn A. Haverkamp, Fräulein S. Zander, Frau I. Schwerdtfeger“). Gegen die Studienplan-Empfehlungen für die Neuere deutsche Literatur legte Peter Michelsen (Heidelberg), als „der einzige Lehrstuhlvertreter der neueren Germanistik“ (S. 33) in der Studienplankommission ein „Sondervotum“ ein (zur Begründung: S. 33-37). Gerhard Kaiser (Ordinarius in Freiburg) zählte nicht zur Studienplankommission und entwarf in seinem Beitrag für die Publikation – im Prinzip den vorgesehenen Reformen des Studienplans zustimmend – ein alternatives Konzept für den literaturwissenschaftlichen Anteil (S. 38-59), dem er einen kritischen „Exkurs über Hans Robert Jaub, Literaturgeschichte als Provokation der Literaturwissenschaft“ (S. 59-65) anfügte. Ihm schloß sich auch ein Kommissionsmitglied an, der Freiburger Kollege und Dozent G. Meissburger.

Deutlich hinausgehend über die Reichweite der Referate auf dem Stuttgarter Germanistentag ist Karl Pestalozzis Markierung aktueller Probleme der Literaturwissenschaft in der oben genannten Publikation mit dem Beitrag „Möglichkeiten und Grenzen einer Wissenschaft. Die Literaturwissenschaft in der schweizerischen Germanistik“ (S. 81-95, hier S. 84): „1. die Er-

---

<sup>34</sup> Das ist Gert Kaiser (\*1941), 1971 in Heidelberg habilitiert – der spätere Rektor der Universität Düsseldorf.

weiterung des Gegenstandsbereichs [mit Pestalozzis Akzentuierung des Trivilliteratur-Problems], 2. die Methodenreflexion und Beziehung neuer Methoden [auch Pestalozzi gab dabei dem ‚Historizitätsaspekt‘ mehr Gewicht als der ‚Systematizitätsrelevanz‘], 3. die Funktion der Literaturwissenschaft im Ganzen der heutigen Welt.“ In den Referaten von Stuttgart 1972 war eigentlich nur Punkt 2 präsent, die anderen Aspekte wurden nur in den hochschulpolitischen Arbeitskreisen erörtert.

Abschließend sei bilanziert: Der Stuttgarter Germanistentag von 1972 erwies sich nicht als Podium für „Wutbürger/innen“ des Faches, sondern hatte nach den Ereignissen von München 1966 und Berlin 1968 eine konsolidierende Funktion für das Selbstverständnis und zunächst auch für das öffentliche Ansehen des Fachverbands. Es verfestigte sich der Eindruck, daß sich ‚das Fach‘ mit der aktuell erfahrenen Pluralisierung in unterschiedliche Herkunfts- und Statusgruppen sowie in divergierende fachliche Interessen und wissenschaftliche Verfahrensweisen einrichten könne. Daß ein solcher ‚Pluralismus‘ nicht ‚von selbst‘ zu einer erhöhten Komplexität der disziplinspezifischen Problemstellungen und Problemlösungen führen kann, war in den frühen 1970er Jahren noch nicht deutlich genug abzusehen. Nach 1975 führte das (insbesondere fiskalisch bedingte) Ende der expansiven Hochschulpolitik zu stark belastenden Konstellationen der Lehre in einem ‚Massenfach‘ wie der Germanistik, so daß eine gründliche Auseinandersetzung mit den positiven und negativen Erfahrungen des sog. Methodenpluralismus dann als nachzuordnende Sorge erschien.

Wie auch immer – mit der Wahl von Eberhard Lämmert zum neuen Ersten Vorsitzenden der VDHG (und zugleich des DGV) hatte zu Beginn der 1970er Jahre die Gruppe der ‚professoralen Rebellen‘ von 1966 ‚staatstragende Funktionen‘ für das Fach übernommen. Nach dem Münchner und Berliner Germanistentag war in der VDHG unter der Leitung von Karl Heinz Borck und Walter Müller-Seidel in der Abkehr von der ‚Ära Moser/v. Wiese‘ ein unspektakulärer ‚Machtwechsel‘ innerhalb von sechs Jahren ermöglicht worden. Doch sah sich die Germanistik in den Jahren nach 1972 sogleich mit neuen und heftigen Herausforderungen zur Neukonzeption des Deutschunterrichts und der Ausbildung der Lehrkräfte, zu ausbildungsökonomischen Leistungen und – infolge des neuen Pluralismus – zum Erhalt ihrer disziplinären Identität konfrontiert. Die damit verbundenen Verunsicherungen vereinigten sich schließlich im Aufschrei „Wozu noch Germanistik?“;<sup>35</sup> sie hatten das Fach in eine Krisensituation gebracht, die nicht auf der Strategie-Ebene des Fachverbands zu bewältigen war.

---

<sup>35</sup> Jürgen Förster u.a. (Hg.): Wozu noch Germanistik? Stuttgart 1989.

